

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 281.

Donnerstag, 2. Dezember.

1915.

(29. Fortsetzung.)

## Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Müst.

Am nächsten Tage sollte Dina mit den Kindern in fünf-Gügelchen eintreffen. Herbert hatte eben ein Telegramm erhalten. Er stand ganz bestürzt am Fenster im Sanatorium und versuchte sich klar zu machen, daß er eine Frau und zwei süße Kinder hatte!

Dabei flackerten seine übernächtigen Augen in blöder Starre nach der Villa Deubenreiter hinüber.

Ja, was war nur über ihn gekommen all diese Tage lang?

Er mußte denken, welch einen geringen Einfluß die Frauen auf sein ganzes Leben ausgeübt hatten.

Er war nie ein Weiberheld gewesen! Nie auch nur im harmlos fecken Sinn in seinen Studentenjahren!

Und nun hatte er Dina lieb, seine Kinder lieb, den Kopf voller Gestaltungs- und Zukunftspläne und quälendster Sorgen. Und nun war er da sinnlos in einen Hauch hineingetaumelt, aus dem es ein böses Erwachen geben mußte!

Die arme Vene war wohl schon längst erwacht. Sie hatte schon gestern mehrmals davon angefangen, daß sie jetzt von hier fort müsse, ganz weit fort.

Da hatte er ihr noch lachend mit wilden Küssen den Mund verschlossen — er hatte noch nicht zwei Tage voraus denken können!

So fest hatte ihn der Hauch gehalten. Die quälenden Sorgen waren wohlthuend darin untergetaucht. Die quälenden Sorgen!

Zuwohl, die quälenden Sorgen hatten ihn dazu gebracht! Die Sorgen, und — der Kerl da drüben . . .! Wie ein Rasender riß Herbert das Fenster auf: Trümpe kam auf seiner „Mimosa“ über den Orgel-Anger geritten, stieg ab, warf einem Jungen die Bügel zu und stampfte die paar Treistufen zur Villa Deubenreiter hinauf, so recht aufdringlich laut, als sollte die ganze Kolonie hören, wo er blieb.

Frau Vene stutzte, als sie Trümpe die Tür öffnete, und wollte sie ihm vor der Nase mit einem hastigen Wort zuschlagen.

„Erlauben Sie, schöne Frau — ich wollte nur nachfragen, ob ich neulich nicht meine Brieftasche hier habe liegen lassen“, sagte Trümpe im ruhigsten Ton und trat einfach an Vene vorbei in die Stube.

„Ich habe nichts gefunden, aber ich sehe gern nochmal nach“, antwortete Vene ebenso ruhig und suchte im selben Zimmer und dem daranstohenden eifrig nach.

„Sie enthielt keine Wertachen, nur ein paar Adressen darin sind mir wichtig, und die Tasche selbst — ein Andenken von schöner Hand! Ja, schöne Frau — es gibt Frauen . . .“

„Lassen Sie doch die „schöne Frau“ weg, Herr Trümpe, die behagt mir nicht! Und was es sonst für Frauen gibt, interessiert mich nicht in Ihrem Falle!“

„Warum denn so böse zu mir? Bin ich denn ein so widerlicher Kerl?“

Trümpe war ihr in das andere Zimmer nachgeschlichen und wollte eben frech den Arm um sie schlingen, als es stürmisch klingelte.

Vene versetzte Trümpe einen Schlag mit dem Arm gegen die Brust, daß er ihr den Weg freimachte, um öffnen zu können.

Auf der Schwelle stand Herbert, blaurot im Gesicht, mit geschulterter Reitpeitsche.

Vene verstand sofort. Sie riß Herbert, ehe er sich's versah, die Peitsche aus der Hand, warf sie weit in die Küche hinein, schloß schnell ab und steckte den Schlüssel zu sich. „Sind Sie wahnsinnig geworden“, flüsterte sie dem eintretenden Herbert zu, trat vor ihm ins Zimmer und erklärte, ohne mit der Stimme zu zittern:

„Ist sie gefunden?“ fragte Herbert, ohne Trümpe weiter zu begrüßen.

„Bis jetzt leider nicht, Herr Doktor“, sagte Vene.

„Dann suchen Sie jetzt auch nicht weiter, ich habe Ihnen einiges Geschäftliches vorzulegen, das umgehend erledigt werden muß. Ist die Tasche hier verloren, wird sie sich auch finden und dem Verlierer zugestellt werden! Empfehle mich, lieber Trümpe, und bedaure nur außerordentlich, Sie nicht zum Gabelfrühstück einladen zu können, aber ich bin leider nicht bei mir zu Hause! Abgesehen Ihre lanunfromme „Mimosa“ wird draußen sogar schon unruhig — empfehle mich bis auf weiteres.“

— Bitte, Frau Deubenreiter, es preßiert!“

Herbert langte in die Brusttasche, zog eine Handvoll Papiere hervor und trat an Trümpe vorbei in das Esszimmer.

„Sie müssen mich schon entschuldigen, Herr Trümpe — sobald sich die Tasche findet . . .“

„Schon gut, Frau Deubenreiter, es macht nichts! Adieu Sehnen — Adieu . . .!“

Mit einem Nicken, das halb ein Drohen war, verließ Trümpe das Haus ebenso laut, wie er es betreten, und ritt im Galopp die Landstraße hinauf. Herbert aber stützte den Kopf in beide Hände und stöhnte, Vene holte die Peitsche und legte sie vor ihn auf den Tisch.

Sie hatte für ihn an Dina und die Kinder gedacht! Herbert nahm stumm ihre Hand, preßte sie an seine fiebernden Lippen und lief davon.

Zwischen der Kinderstube und dem Sehrenschen Schlafgemach lag die „Ganzsternkammer“, ein schmales, einsenstriges Zimmer, in dem alle Vorräte an Porzellan, Wäsche, Stoffen und Winterobst aufgespeichert wurden.

Frau Dina fortierte Wäsche in der alten Holztruhe, die noch von den Großeltern herkam. Die Tür zum Kinderzimmer war geschlossen. Katrin Bitte hatte Besuch, eine Cousine, die seit Weihnachten Pflegerin bei Dr. Nachod auf dem Orgel-Anger war.

Die schien viel zu erzählen, Katrin ermahnte die Kinder oft, nicht so zu schreien, sie könnten kein Wort von dem verstehen, was die Tante sagte. Dann horchten die Kleinen auch ein paar Minuten aufmerksam, als hörten sie auf ein Märchen; aber als würde es ihnen nicht bunt genug, lärmten sie bald wieder von neuem. In solch Stille fiel der Name Deubenreiter des öfteren.



Unwillkürlich hob Dina den Kopf.  
„Was die zieht fort?“ fragte Katrin.  
„Sie ist schon mit dem Jungen fort, die Sachen gehen morgen nach. Ja, wißt ihr das hier denn nicht?“  
„Ich weiß es nicht, aber unsere Herrschaft muß es doch wissen“, sagte Katrin leise.

„Der Herr schon sicher!“ sicherte die Cousine.  
„Warum lachst du dazu?“  
„Ach na so —! Er war doch die vierzehn Tage bei uns im Sanatorium — na und die Villa Deubenreiter . . .“

„Wobon redest du?“  
„Verstehest du mich wirklich nicht, Katrin? Was machst so'n dummes Gesicht!“  
„Über so'n Getratsch soll man kein dummes Gesicht machen!“

„Ach, Getratsch! Als die Deubenreiter im Frühjahr auf den Orgel-Anger kam, wußten wir alle, was die Glocke geschlagen hat! Ein bildsauberes Weib ist sie, und sie waren alle hinter ihr her! Aber sie tat ja auch genug „liebe Gesichter“ machen, daß es jedes ordentliche Frauenzimmer gefribbelt hat!“

„Na, nur hör' ich's ja heraus, Minna. Die liebe Eifersucht auf ihre Schönheit hat den Klatsch zuwege gebracht! Ja, ein schönes Frauenzimmer war sie — ich habe sie nur sehr angesehen, und hab ihr nachgucken müssen, bis nichts von ihr zu sehen war. Ich vergess' den Morgen nie, wie sie hier war. Ich sah sie mit unserem Herrn auf dem Korridor stehen, Hand in Hand wie ein paar gute, eheliche Freunde!“

„Freunde?! Sie war seine Angestellte. Mit der steht keiner Hand in Hand, wenn das nicht 'n großen Saken hat.“

„Unser Herr ist zu jedem freundlich, zu seinen Angestellten erst recht. Du wirst mich doch nichts lehren, ich kenn' ihn doch nu an die vielen Jahr unter einem Dach . . .“

„Na draußen . . .“  
„Kinder, macht ordentlich Skandal, ich will nichts mehr hören — das sind schlechte Märchen, die die Tante uns erzählt, die sind gar nicht wahr.“

„Sind gar nicht wahr, sind überhaupt gar nicht wahr!“ schrie die kleine Eusi und wollte sich totlachen.

Ihre Mutter nebenan lachte nicht. Sie saß ganz starr, einen mit blauem Band verschnürten Satz mit Rißenbeizügen auf dem Schoß und hatte sich die Zeit über nicht gerührt.

Dann, mitten in dem Geschrei der Kinder, sprang sie auf, warf das Bündel in die Truhe, drückte leise den Deckel zu und schlich auf den Behen hinaus.

Erst als sie draußen auf dem Korridor aufrecht stand, kam sie zu sich, als sei sie eben aus dem Schlaf aufgewacht. Sie strich sich die Stirn mit beiden Händen und die Augen und rechte die Glieder.

„Was war das gewesen?“  
„Dummes Getratsch“, hatte jemand gesagt — Katrin hatte es gesagt, und . . .

Unten ging das Gong — es war Mittagszeit. Schon?!

Ja, richtig, es wurde heute um halb eins gespeist, Herbert mußte über Land fahren, zu einem Sterbenden, Testament machen!

Herbert . . . Her . . . bert, der so verändert schien, seit sie nach Hause kam vor drei Wochen — ja vor drei Wochen — so lange war Herbert schen und gedrückt. Er hatte so viel Schaden auf dem Orgel-Anger und so viel heimliche Sorgen — und daß die Frau Deubenreiter nun auch . . . Ja, wie war das denn, die hatte doch Geld auf den Bau gegeben, ja, runde zwanzigtausend Mark . . .! Und nun wollte sie fort, konnte ihr Haus dann doch nicht beziehen wollen, und das Geld . . .? Herbert sollte das Geld wieder herausgeben — darum die Sorgen! Er hatte wirklich von Sorgen gesprochen — das tat er sonst doch nie — irgend etwas Unerwartetes war hereingebrochen! Das war es, die zwanzigtausend Mark und das Haus!

Das machte Dina geschmeidig und flink, sie lief ins Schlafzimmer hinüber, wusch sich die Hände und lächelte über das „dumme Getratsch“ von Katrins Cousine.

Wie solche Leute sich gleich alles zurechtlegten! Das erfand gleich im Sandumdrehen einen ganzen Roman, — freilich, er war auch danach!

Auf der Treppe dachte Dina daran, wie sie Herbert sofort aus der Patsche helfen würde. — „Mein Gott, Papa ist doch immer noch da!“ dachte sie.

Herbert schien es sehr eilig zu haben, er setzte sich vor Dina an den Tisch und tat die Suppe auf die Teller.

Man sah es ihm an, es war die reine Nervosität, er tat das sonst nie. Dann scherzte er mit Eusi, die bedenklich nachguckte, und sagte beiläufig, daß er vor Mitternacht nicht zurück zu erwarten sei. Räume er früher, ginge er gleich noch in den Klub, es wäre ein Bowlingabend, wie früh es dann würde, könne er nicht sagen — Dina möge nur so fest wie möglich schlafen, er wäre dann in keinem Plauderzustand.

Als das Mädchen das Dessert auf den Tisch stellte und hinausging, sagte Dina:

„Sage, Schah, was ist das mit der Deubenreiter?“

Herbert zuckte zusammen: „Mit der Deubenreiter? Was denn?“

„Sie will fort oder ist schon fort?“

„Wie kommst du . . .“

„Die Minna Sütte ist bei der Katrin oben — ich hörte sie davon reden, ich habe nicht viel hingehört.“

Herbert sah seiner Frau scharf in die Augen: „Daß dir nur von solchen Deuten keine Geschichten erzählen — die Minna Sütte geht so von Januar ab fort von Nachod — die heßt das ganze Haus zusammen! Ein fürchterliches Frauenzimmer, das ganze Gegenstück von Katrin.“

„Ja, ja! Unsere Katrin . . . hat auf dich nichts kommen lassen!“ wollte sie sagen; aber sie befaß sich und beruhigte den erregt sprechenden Gatten. „Ich sage dir ja, ich habe nicht viel hingehört, darum frage ich dich nun: Ist Frau Deubenreiter fort?“

„Ja!“  
„Warum denn?“

„Gott, der alte Pastor ist doch unheilbar blind geworden, er will, daß die Tochter mit dem Enkel bei ihm ist.“

„Der arme Mann! Das kann man ihm doch nicht verdenken! Das kam so ganz plötzlich?“

„Daß er für unheilbar erklärt ist, ja. Bis dahin war immer noch etwas Hoffnung.“

„Aber wie wird das nun mit dem Haus, das du für sie bauen läßt? Oder kommt sie wieder, wenn es so weit ist . . .“

„Nein, sie kommt nie wieder!“ sagte Herbert laut und hob das Glas, als ob er darauf tränke.

„Und du wirst nun das Haus nach eigens für sie ausgeführten Plänen auf dem Gasse haben . . . Sie ist doch durch Kontrakt gebunden!“

„Der ist zerrissen. Ich kenne doch die Verhältnisse der Frau. Was soll sie unter den jetzigen Umständen mit dem Haus?“

„Sie hätte es doch behalten können und die Mieten ziehen!“

„Die Mieten?!“

Herbert lachte gereizt auf.

„Die hoffst du doch auch zu ziehen!“

„Ich . . . ich kann warten, das kann aber Frau Deubenreiter nicht!“

„Dann mußt du ihr also die zwanzigtausend Mark zurückzahlen!“

(Fortsetzung folgt.)

**22 = Lebensfrucht. = 22**

Wißt du getrost durchs Leben geh'n,  
Wißt über dich!  
Wißt du nicht fremd im Leben steh'n,  
Wißt um dich!  
Wißt du dich selbst in deinem Werte seh'n,  
Wißt in dich!  
Ladater,



## Nebelverhütung durch Öl.

Der deutschen nautischen Zeitschrift „Gansa“ vom 18. November 1915 (52. Jahrgang, Nr. 46) entnehmen wir folgende Mitteilung über eine meteorologisch-maritime Entdeckung:

Ein phantastischer Gedanke? Nein, denn hinter ihm steht eine hochangesehene Stelle, nämlich das mit atmosphärischen, physikalischen und hydrographischen Vorgängen vertraute Hydrographische Amt in Washington. Und deshalb darf das, was einer der letzten unter dem Namen Hydrographic Bulletin in Seemannskreisen bekannten Wochenberichte des Amtes über Nebelverhütung durch Öl enthält, den Lesern der „Gansa“ nicht vorenthalten werden. Veranlaßt ist die Notiz durch den Leiter der Zweigstelle in Neu-Orleans. Ihm ist berichtet worden, daß in Frankreich mit wechselnden Erfolgen Versuche, Nebelgebilde in Flußläufen durch fließende Ölschichten zu zerstreuen, unternommen worden sind, und zwar wirkten am besten pflanzliche Öle. Das Öl bedecke die Wasseroberfläche mit einer dünnen Schicht, verhindere damit eine unmittelbare Berührung der Luft mit dem warmen Wasser und infolgedessen eine Kondensierung des Wasserdampfes. Es mag daher möglich sein, daß sich ein vor nebliger Küste befindliches, gestopptes oder verankertes Schiff eine Zeitlang eine klare Zone um sich herum durch Verwendung von Öl verschaffen kann. Scheint damit das Hydrographische Amt die Möglichkeit einer nebelverhütenden Eigenschaft des Öls anzuzweifeln, so erlucht es doch seine Mitarbeiter zur See um Auskunft und Mitteilung, falls diese sich bereits Erfahrungen mit solchen Ölversuchen erworben hätten oder durch diese Notiz zu Versuchen angeregt würden. Bei etwaigen Berichten sollen angegeben werden: Ort und Stärke des Nebels; Temperatur der Luft und des Oberflächenwassers; Seegang; Richtung und Stärke des Windes; Methode der Ölausbreitung; Ölsorte und Ölverbrauch; Fahrt des Schiffes. Ferner Angaben darüber, ob und wie sich das Öl ausbreitet, wie lange es angewandt, und welche Wirkung es auf den Nebel gehabt habe. — Jeder ist sich selbst der nächste. Werden bei uns derartige Versuche unternommen — auf manchem Hilfskriegsschiff wäre hierzu ja wohl Zeit vorhanden — so mögen sie bei uns bekanntgegeben werden. — Als diese Zeilen dem Druck übergeben werden sollten, erhielt ihr Verfasser Kenntnis von einer inhaltsreichen Antwort auf die Umfrage des Hydrographischen Amtes. Sie stammt von Herrn E. A. Boden, dem Kapitän eines englischen Dampfers. Er gibt zwei Fälle bekannt, in denen tatsächlich schwimmendes Pflanzenöl sofort sichtbare Wirkungen auf Nebelgebilde ausgeübt habe. Beide Male handelte es sich um verankerte Schiffe auf Flußreviden. Besondere Erwähnung verdient vor allem der erste Bericht. Ihm zufolge lag der Dampfer bei Windstille gegen einen Strom von etwa 8 Sm. Fahrt in so dichtem Nebel verankert, daß man kaum mehr als einige Meter weit sehen konnte. Durch Unvorsichtigkeit eines Schiffsmannes fielen beim Umladen der Ladung einige mit Baumöl gefüllte Demijohne auf Deck, verbrachen und ihr Inhalt lief durch die Speigatten aus. Sobald die Ölschicht auf der Wasseroberfläche das Deck passierte hatte, bildete sich über ihr gewölbeartig eine von Nebel befreite Straße, innerhalb deren treibende Gegenstände bis zu einer Seemeile Entfernung wahrgenommen werden konnten. Der zweite berichtete Fall verdient insofern Beachtung, als sich zeigte, daß Vorbedingung für die Ölwirkung stilles Wetter zu sein scheint, denn damals ließ ein starker, kurzzeit vorherrschender Wind größere nebelfreie Luftstrecken, die sich auch hier sofort über schwimmenden Ölschichten bildeten, nicht zur Ausdehnung kommen. — Auf alle Fälle sollte der Bericht des Herrn Boden Anlaß geben, daß auch bei uns entsprechende Versuche eingeleitet würden.

So weit die Mitteilung der „Gansa“. Die in ihrem Schlusssatz ausgesprochene Anregung ist insofern schon auf einen fruchtbaren Boden gefallen, als in einer Versammlung des „Vereins deutscher Seeschiffer zu Hamburg“ am 24. November 1915 bei einer Besprechung dieser Mitteilung dem Wunsch Ausdruck gegeben wurde, solche Versuche im Hamburger Hafen auf der Elbe vorzunehmen. Da nämlich hier der starke Stromverkehr an nebligen Tagen oft bedeutend beeinträchtigt wird, zuweilen sogar zeitweise ganz still liegt, wäre ein Gelingen derartiger Versuche von großer Wichtigkeit.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

**Soldatenbrief. (Bens. Mz.)** An der Düna, 10. Nov. 15. Liebe Eltern! Ich liege hier auf dem Bauch und schreibe. Als ich heute morgen aus dem Graben kam, empfing ich Euer Paket mit Wurst, Speck und Käse. Ich bin über die Wurst und den Käse hergefallen wie ein Löwe, da blieb keine Haut mehr übrig. Also könnt Ihr Euch vorstellen, mit welchem Jubel ich Euer Paket entgegennahm. Die beiden andern Käsepakete sind bis jetzt noch nicht angekommen. Mir geht es bis jetzt ganz gut, ich bin Gewehrführer am Maschinengewehr. Am 7., 8. und 9. hatten wir ein ganz unerhörtes Artilleriefeuer von den Russen (Xrommelfeuer), sie versuchten einen Durchbruch, es war für sie aber Bruch. Die ganze Schießerei des Feindes hat wenig Zweck, wenn die Zeit gekommen ist, muß er doch raus aus dem Loch. Vom Hauptmann wurde mir eine Auszeichnung versprochen, nun ist er abgegangen wegen Krankheit, ich weiß nun nicht, ob er mich vorgeschlagen hat. Habt Ihr die zwei Morgenrussagen gelesen (Befehrszeitung) vom 2. September? Überschrift „Unser Ehrentag!“ Des Versprechens rührte daher. Ich hatte mich zu etwas freiwillig gemeldet. Ich hoffe, daß es Euch beiden gut geht. Es grüßt und küßt Euch Euer Willi R. . . . Unteroffizier, Landsturm-Inf.-Regiment.

Die Photographenabteilung der französischen Armee. Zu den während des Kriegs entstandenen Neueinrichtungen der französischen Militärverwaltung gehört die Photographenabteilung, die vor 4 Monaten begründet wurde. Die photographische Abteilung der französischen Armee soll, nach einer eingehenden Besprechung des „Gaulois“, gleichzeitig dreierlei Ziele verfolgen. Sie soll die Propaganda im Ausland unterstützen, beim Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Gebäude von Kunstwert Dienste leisten und schließlich das grundlegende Material für ein französisches Kriegsarchiv liefern. Die Abteilung, die einen Geschichtsprofessor und einen Baufachmann zu Ratgebern hat, ist in Paris im Staatssekretariat der Schönen Künste untergebracht. Das Unternehmen verfügt über einen Stab von Photographen, die abwechselnd die Front bereisen und auch den Armeen der anderen Alliierten Besuche abstatten. Diese Photographen stehen im aktiven Militärdienst und haben unter Umständen auch in der Feuerlinie zu arbeiten. Denn auch die Aufnahmen einzelner Kampfoperationen gehören zu ihrer Tätigkeit. Die betreffenden Kampfbilder, die vorläufig geheim gehalten werden, sollen erst nach Friedensschluß zu allgemeiner öffentlicher Ausstellung gelangen. Die Platten und Filme werden verschlossen nach Frankreich gebracht und erst in den Pariser Räumlichkeiten des Unternehmens entwickelt, abgezogen, zusammengefeht, geklebt und vergrößert. Um die Geldmittel zur ständigen Unterhaltung dieses Betriebs zu schaffen, wurde eine staatliche Verkaufsstelle eingerichtet, die alle von der Zensur freigegebenen Bilder in den Handel zu bringen hat. Diesem technischen und kaufmännischen Apparat ist der Dienst des Archivs angegliedert, das die Photographen zu begutachten und eingureihen hat. Bisher soll das Archiv 20 000 Bilder in seine Sammlung aufgenommen haben. Das Archiv arbeitet auch selbst als Zentralstelle und überwacht die Illustrationsveröffentlichungen der Zeitungen und Zeitschriften. Die ganze Abteilung untersteht dem französischen Oberkommando in allen Fällen als der entscheidenden Instanz.

**Labtal und Kosowo-Rätsel.** Achtzehn Stunden braucht man, um Kosowo poljo, das „Amfelfeld“, der Länge nach zu durchreiten und acht, es zu durchqueren, und der Zugang dazu führt durch das Labtal. Für alle Heere, die im Laufe der Jahrhunderte zur Entscheidungsschlacht auf die weltgeschichtliche Stätte zogen, ging der Weg durch die Janjova Klisura, Blace, Barbatovac, Kursumlija, an der Vamjila Raka über den Bregolac ins Labtal, wo wieder und wieder um die Herrschaft am Balkan so heiß gekämpft wurde. . . . Die berühmte erste Schlacht auf dem Amfelfelde gehört zu den merkwürdigsten der Weltgeschichte, weil ihre entscheidenden Momente sich dem geschichtlichen Aufhellung völlig entziehen, trotz vielfacher zeitgenössischer Berichte, die sich aber in unlöslichen Widersprüchen bewegen. Der Fluch des Serbenvolkes hat dem Kosowoboden Ruf Brantowitsch als Verräter gebrandmarkt, aber gewichtige alte und neue Stimmen sprechen ihn von jeder Schuld frei. Niemand vermag ferner mit Bestimmtheit zu



sagen, ob Sultan Murad I. vor oder nach der Schlacht ermordet wurde, ob er also die siegreichen Türken kommandierte oder Kronprinz Bajesid. Einige Auffklärung scheinen jetzt die Quellenforschungen Walter F. A. Behnauers aus türkischen Urkunden zu geben, die u. a. als sehr interessantes Stück den „Märtyrertod des Chodavendshiar Ghazi Murad Khan“ von Nazri, dem berühmten „poeta laureatus“ Sultan Selims I. bringen. „Als das Heer der Ungläubigen geschlagen und eine unzählige Menge derselben über die Klänge gesprungen war, diejenigen, welche sich retten konnten, sich geflüchtet hatten und die Glaubensstreiter den Serben nachgesetzt waren, um sie zu erschlagen, strebte Murad Khan Ghazi danach, auf der Walfstatt den Märtyrertod zu erleiden.“ Es wird dann weiter erzählt, wie Milosch Oblivitsch sich an den greisen Herrscher herandrängte, wie ihn die Garben zurückstießen wollten, wie Murad ihm Gehör schenkte und den tödlichen Dolchstoß zwischen Leichenhügeln empfängt. Mag die Auffassung von dem beabsichtigten Märtyrertode Murads nach erfolgtem Siege auch höfische Fiktion sein, so darf der sich selbst gut unterrichtete geistliche Dichter als entscheidender Beuge dafür angeführt werden, daß Murad erst nach der Kosovo-Schlacht ermordet wurde, den großen Sieg aber selbst errungen hat. Unzähliges erzählt die Volkssage von dem großen Ringen: wie nach der Sunnenschlacht auf den katalanischen Felsen kämpfen auch hier die Geister der Toten in den Büsten, und verflucht für ewig ist der Boden, der so viel edles Christenblut getrunken hat. Auch von der zweiten Umjelseld-Schlacht geht manche Sage: „Stradao kao Janko ra Kosovu“, gelitten wie Janko (Johannes Hunyadi) auf Kosovo“ heißt es noch heute im Toplica- und Raktal, wenn man unsagbaren Schmerz andeuten will. St. Georg und St. Hilarius selbst haben den Ungarnhelsen aus der Vernichtungsschlacht auf die Flucht geleitet, sonst wäre er in die Hand des Feindes gefallen, erzählen die Leute von Kapavil. Was werden Kinder und Kindeskinde des jetzigen Serbengejoches von der deutsch-österreichischen Invasion zu fabeln wissen? „Vog znaj“, sagen die Serben, „Gott weiß es.“

**Aus Kurland.** Die folgende Schilderung der russischen Schreckensherrschaft in Kurland und der Befreiung der Deutsch-Vollen durch unsere Truppen entnehmen wir dem Brief eines baltischen Rittergutsbesitzerhepaares aus der Gegend von Libau: „Deinen Brief erhielt ich erst vorgestern, gab es schon auf, eine Antwort zu erhalten, da die Korrespondenz-Beförderung doch sehr schwierig gestaltet. Seit drei Wochen sind wir schon hier (auf dem Gut), alles ist schön und friedlich inmitten der uns als Befreier erscheinenden Feldgrauen, die in der Umgegend stationiert sind. Das Leben der Deutschen (Deutschbalten) hing an einem Haar; wenn die Kurpen nicht so überraschend schnell eingerückt wären, wäre viel Unheil angerichtet worden! Gefindel unter der Maske von Kosaken, sowie echte Kosaken brandschatzten und sprengten die von Deutschen bewohnten Häuser! Die Stadt sah öde und leer aus; Fensterläden geschlossen, Schaufenster zerklümmert. Ich traf viele der Bekannten in einem Gärten versammelt, alles auktamend nach der Befreiung. Die Strecke, die ich durchfuhr, machte den Eindruck des Todes, alles verlassen, von den Russen fortgetrieben; eingekerkerte Gefangene, keine lebende Seele, nur verwilderte Hunde, die sich an gefallenen Pferden gütlich tun. Wir hoffen auf den Fall von Riga — wie eine befreiende Erlösung für die Unglücklichen! Ach, alles würde man hingeben und diese schwere Zeit ertragen, wenn Rußland für immer hier aus den Ostseeprovinzen getrieben ist. Gott schütze uns vor dem moskowitzischen Gefindel! Gestern war ich in R. und mußte über die Situation lachen: auf dem Rasen eine Kuh; auf dem Hofe Kolonnenwagen und 2 Feldkühen; alles wimmelte von Militär, am Stall ein Postkasten in reichsdeutschen Farben. Gott gebe — er bleibe!“

**Eine deutsche Bauernkolonie in England.** Die wenig bekannte Tatsache von dem Bestehen einer rein deutschen Bauernkolonie im Herzen Englands gewinnt durch den Krieg an Interesse und erscheint darum einer näheren Betrachtung wert. Das Fortbestehen dieser Kolonie im Kriege hat in den Köpfen des englischen Publikums nicht wenig gepuht, so daß die seltsamsten Schauer- und Spionagegeschichten über das kleine Dorf in Umlauf gesetzt wurden. Am diesen immer mehr um sich greifenden Phantastereien ein Ende zu machen, suchte ein Berichterstatter der „Daily Mail“ die fragliche Kolonie. Die folgenden interessanten Einzelheiten sind dem

Bericht des Londoner Blattes entnommen: „Die deutsche Bauernkolonie in Hertfordshire (Grafschaft im mittleren England) ist nach dem Muster der berühmten deutschen Arbeiterkolonien angelegt. Sie wurde von den in England lebenden Deutschen gegründet, um den mittellosen Deutschen in England Wohnsitz und Unterhalt zu bieten. Die Kolonie entstand im Jahre 1900 und wurde durch den seit 20 Jahren in England ansässigen deutschen Philanthropen Wilhelm Müller organisiert. Die zur Anlage nötigen Geldmittel wurden zum großen Teil von dem Bankier Baron v. Schröder gespendet. Unter den Subskribenten sind die ersten deutsch-englischen Finanzleute, wie Julius Bernher, Edgar Speyer und Ernest Cassel, zu nennen. Die Aufgabe der Kolonie bestand darin, allen Deutschen, die sich ohne Mittel oder auch nur vorübergehend ohne Stellung in England aufhalten, Heim und Arbeit zu schaffen. Außerdem wurde eine Hilfsanstalt angegliedert, die sich der verarmten Deutschen anzunehmen hatte, die in die Heimat zurückzukehren wünschten. Die Häuser der Kolonie sind gut gebaut, von Obst- und Gemüsegärten umgeben. Die Bewohner beschäftigen sich mit Landwirtschaft und Gartenbau. Eine reichliche Viehherde dient der Milchwirtschaft. Die Kunde von dem Fortbestehen dieser Kolonie hat alle möglichsten Vermutungen und Befürchtungen erregt, die im Laufe der letzten Monate solche Auswüchse zeitigten, daß es angebracht erschien, das Publikum durch einen genaueren Bericht aufzuklären. Man sprach von geheimnisvollen Betonanlagen, die im Falle einer Invasion zur Aufstellung schwerer Geschütze dienen sollten. Man behauptete, daß die Invasoren der Kolonie englandfeindliche Demonstrationen abhielten. Man erzählte, daß die Böden und Keller der Häuser Vorräte von Dynamit und Waffen bergen. Und anfänglich der Zeppelinangriffe wurde behauptet, daß die deutschen Kolonisten den Zeppelinen Lichtsignale geben. An all diesen Geschichten ist jedoch kein wahres Wort. Die Bewohner von Libury Hall — dies ist der Name der Kolonie — sind wohl im Herzen deutsch, aber sie haben sich aller feindseligen Kundgebungen oder heimtückischen Maßnahmen enthalten. Gegenwärtig leben in dem Dorf 94 Männer, die fast sämtlich das 45. Jahr überschritten haben. Denn bei Kriegsausbruch wurden alle Einwohner militärfähigen Alters aus der Kolonie entfernt und in Konzentrationslagern untergebracht. Die Kolonie steht während des Krieges unter besonderer polizeilicher Aufsicht. Der verantwortliche Polizeioffizier meldete in allen seinen Berichten, daß sämtliche Verordnungen genau und ungestört befolgt werden. Trotz mehrfacher Durchsuchungen wurde im ganzen Gebiet der Kolonie nichts Verdächtiges oder Unerlaubtes festgestellt. Von geheimnisvollen Betonplattformen oder Kriegsmaterialien fand man keine Spur. Die Lebensführung der Einwohner der Kolonie ist in jeder Beziehung untadelig.“

**„Die Töchter der amerikanischen Revolution.“** Der Weltkrieg hat den Vereinigten Staaten eine große allgemeine Bewegung zur Unterstützung und zum Ausbau des amerikanischen Roten Kreuzes hervorgerufen, und die Tätigkeit des amerikanischen Roten Kreuzes auf den europäischen Schlachtfeldern ist zum Teil auf diese Vereinigungen zurückzuführen, an deren Spitze der älteste amerikanische Kriegsunterstützungsverein, der Klub der „Töchter der amerikanischen Revolution“, steht. Diese Vereinigung, die nur aus Frauen besteht, reicht — wie in den „Daily News“ berichtet wird — in die Zeit der amerikanischen Freiheitskämpfe zurück. Jede Frau, die der Vereinigung beitreten will, muß ihre Papiere durch einen Sachverständigen prüfen lassen; und nur jene erlangen Zutritt, deren Vorfahren in der amerikanischen Revolution nachweisbar Dienste geleistet haben. Die Vereinigung zählt gegenwärtig über 100 000 Mitglieder. Das Vereinsgebäude in Washington, das „Walhalla der Frauen“ genannt wird, ist ein kostbarer Palast aus weißem Marmor. Die „Töchter der amerikanischen Revolution“ sollen im spanisch-amerikanischen Krieg hervorragende Hilfsdienste geleistet haben. Sie sind auch die Begründerinnen der Anstalten zur Heranbildung ärztlich geprüfter Schwestern sowie der Vereinigung zur Schmückung und Pflege von Soldatengräbern. Seit Kriegsbeginn sollen die „Töchter der amerikanischen Revolution“ dem Roten Kreuz 1 Million Dollar übermittle haben. Sie sind auch an dem Bau des Roten-Kreuz-Palastes beteiligt, der gegenwärtig in New York errichtet wird. Die Vereinigung unterhält auch ständige Beziehungen zu allen kriegführenden Ländern in Europa und sendet Geld und Materialspenden nach den einzelnen Gefangenenlagern.